

Das Christliche in der Diakonie

Wie christlich darf's denn bitte sein?

Wie christlich muss es überhaupt sein?

Da fehlt doch noch etwas

Kurz vor der Fertigstellung des Integrierten Versorgungszentrums im Diakoniezentrum in Springe fiel es einem Mitarbeiter auf. Andere stimmten ihm auf Nachfrage zu: Irgendetwas fehlte noch in der Empfangshalle. Richtig. Und am Tag vor Einweihung wurde es dann schließlich an einer Wand angebracht: Ein Kreuz. Ohne Corpus. Ein schlichtes Kreuz. Mit diesem Symbol sollte deutlich gemacht werden: Diese Einrichtung versteht sich als eine christliche Einrichtung.

Das Kreuz. Ein Symbol. Es gibt etwas Wichtiges, auf das die Verantwortlichen des Diakoniezentrums hinweisen wollen. Und auf was bitte? Auf was will dieses Symbol Mitarbeiter, Besucher und Hilfebedürftige denn aufmerksam machen?

Gehört zur Diakonie also Mission und Evangelisation?

Werden Hilfebedürftige in einer diakonischen Einrichtung missioniert? Geschieht diakonische Hilfe, damit Menschen zum christlichen Glauben finden? Besteht die Erwartung an Klienten, Gottesdienste der Einrichtung zu besuchen? Und wenn das nicht geht – sind dann zumindest die Fernsehübertragungen aus der Kapelle einzuschalten? Und wenn das alles nicht so richtig klappt, sollen dann die Mitarbeiter so fleißig sein, dass sie gefragt werden, warum sie so aufopferungsvoll den Menschen dienen?

Soll sich Diakonie stattdessen vor allem an den vorgegebenen Qualitätsstandards und üblichen betriebswirtschaftlichen Ertrags Erwartungen orientieren?

Darf Diakonie als kirchliche Hilfeeinrichtung überhaupt Christliches zeigen? Gehört das nicht zur weltanschaulichen Neutralität, die unser Sozialgesetzbuch in seinen verschiedenen Kapiteln irgendwie erwartet?

Wäre von daher nicht jedes Bekenntnis im Rahmen von Hilfeleistung auf Seiten des Mitarbeiters eine Nötigung und Ausnutzung einer Schwäche und Abhängigkeit des Klienten? Kann denn überhaupt noch Christliches in der Diakonie erwartet werden, wenn schon lange nicht mehr alle Mitarbeiter überzeugte Christen oder wenigstens Kirchenmitglieder sind? Kommt es nicht viel eher darauf an, dass praktisch und konkret geholfen wird? Nachttöpfe müssen auch in der Diakonie so hygienisch sauber sein wie in Einrichtungen der Arbeiterwohlfahrt oder des Roten Kreuzes. Und überhaupt: Was nützt der tiefste Glaube, die christlichste Überzeugung, wenn eine diakonische Einrichtung trotz Kreuzen an den Wänden immer mehr tiefrote Zahlen schreiben würde?

Eine globale Bewegung des Helfens

Zum Menschsein gehört die Hilfebedürftigkeit. Jeder Mensch ist darauf angewiesen, dass ihm geholfen wird. Das ist vorgegeben, gilt für alle Menschen. Niemand ist dem entzogen. Vom vorgeburtlichen Leben bis hin zum Leben nach dem klinischen Tod. Von der Geburt bis zum Sterben.

Und jeder Mensch - gleich welcher weltanschaulichen Überzeugung - ist in der Lage zu helfen und ist auch zur Hilfe verpflichtet. Dabei gibt es keine Einschränkung, weder in der Herkunft, noch in der Nationalität oder in der Religion des Hilfeleistenden oder des Hilfebedürftigen. Der Klassiker in der biblisch-theologischen Begründung der Diakonie, das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, weist deutlich daraufhin.

Allerdings sind es in diesem Gleichnis pikanterweise gerade diejenigen, die den traditionell begründeten Glauben repräsentieren, die diesen Aspekt nicht erkennen. Und es ist interessanterweise gerade ein aus damaliger Perspektive Nichtglaubender, der als Vorbild für die generelle humane Verpflichtung herausgehoben wird. Der Überfallene - er repräsentiert in der Geschichte, die Jesus erzählt, jeden Menschen der Opfer im Leben werden kann und praktische Hilfe braucht.

Liest man neutestamentliche Texte, dann fällt auf, dass das Wort Diakonie gerade nicht für die persönliche und gemeinschaftliche allgemeine menschliche Hilfeleistung verwendet wird, sondern für Dienste und Ämter in der Gemeinde. Da trifft das Wort Caritas, wie ihn der katholische Wohlfahrtsverband als Bezeichnung verwendet, schon eher den Sachverhalt des Helfens als einer Aktion, die jedem Menschen zugetraut wird und von jedem Menschen auch erwartet wird.

Diakonie tut also gut daran, sich in die globale menschliche Bewegung einzureihen und mit vielen anderen Beteiligten, die aus unterschiedlichen weltanschaulichen Richtungen kommen, gemeinsam zu helfen. Konkret, praktisch, wirkungsvoll. Dafür braucht es einen gewissen Standard. Damit ein hohes Maß guter Hilfe gewährleistet wird, finde ich Qualitätskontrolle in der Sozialwirtschaft wichtig. Aber diese Kontrollen müssen dann auch wirklich helfen, die Qualität zu verbessern, die dem Menschen dient. Ein inzwischen sich selbst organisierendes, selbsterhaltendes und wie eine Kracke sich ausweitendes Qualitätssystem, das selbst nicht mehr kontrollierbar ist, schadet dem Hilfebedürftigen und den Helfern mehr, als es hilft. Wir können es zum Beispiel in der Altenpflege beobachten: Wenn die Dokumentationen, die sich aus den Vorgaben der Qualitätskontrollen ergeben, mehr als ein Drittel der Arbeitszeit in Anspruch nehmen, Zeit die dem Pflegebedürftigen für konkrete Hilfe zur Verfügung stehen sollte, dann hat diese Art von Kontrolle seine Berechtigung verloren. "Die Qualität einer Beziehung zwischen Pflegenden und Pflegebedürftigen ist nicht quantifizierbar", so Ulrich Schneider Präsident des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes kürzlich in einem Vortrag auf der Consozial in Nürnberg. Und weiter: "Soziale Hilfe ist ein Wert an sich!" Weil Helfen etwas zutiefst Menschliches ist.

Christliches in der Diakonie

Jesus – das Vorbild

Auf die Haltung kommt es an.

Jesus selbst war ein Helfer. In der frühen Kirche hatte er deshalb auch den Titel „Arzt“. Er galt als ein überaus gesuchter und erfolgreicher Arzt – konnte er doch viele Krankheiten heilen. Angehörige und Freunde brachten ihm beinahe täglich Hilfebedürftige. Nun gehört es zur Aufrichtigkeit der Exegese neutestamentlicher Texte darauf hinzuweisen, dass Jesus zu seiner Zeit nicht Alleinanbieter in der Heilung von Menschen war. Mit Wundertätern war, wie wir wissen, die Antike reich gesegnet.

Da ist es schon bemerkenswert, dass die Berichte in den Evangelien besonderen Wert auf die Persönlichkeit Jesu legten. Wie ging er auf kranke Menschen zu? Wie konnten die kranken Menschen zu ihm kommen? Wie ging er mit ihnen um? Wie entließ er sie wieder?

Das Christliche in der Diakonie zeigt sich für mich nun daran, dass immer und immer wieder die Art und Weise Jesu, mit Hilfebedürftigen umzugehen, Vorbildcharakter hat. Die Übernahme seines Stils in der Begegnung mit den Leidenden und die innere Verpflichtung des Mitarbeiters auf diesen Stil Jesu ist Wesensmerkmal der Diakonie. Und es freut mich außerordentlich, wenn auch außerhalb der Diakonie die Orientierung am Leitbild Jesu Konjunktur hat. Ich denke an den Arzt und Theologen Albert Schweitzer. Seine Ausrichtung an der Person des irdischen Jesus faszinierte und motivierte Menschen in allen Konfessionen und Religionen. Bis heute.

Den Hilfebedürftigen sehen, der übersehen wird

Mich bewegt immer wieder, dass Jesus einen Blick hatte für kranke Menschen, die ohne Hilfe alleine blieben. Leidende, die übersehen wurden, die im Hilfesystem der damaligen Zeit überhaupt nicht vorkamen. Im Evangelium des Johannes Kapitel 5, lesen wir den Bericht von der Heilung eines Kranken. Seit Jahrzehnten liegt er hilflos am Teich Bethesda. „Ich habe keinen Menschen“, erzählt er Jesus, der den Ort besucht. "Ich habe keinen Menschen!" Und Jesus trifft eine Vorentscheidung. Er setzt Prioritäten. Er widmet sich unter zahllosen Betroffenen genau diesem einen Menschen. Der Hilfebedürftigste hat für ihn Vorrang. Organisierte Hilfe im Sozialstaat, wie in Deutschland in den Kapiteln des Sozialgesetzbuch beschrieben, ist darauf angewiesen, dass die aktuellen Hilfebedürftigen, die (noch) keinen Rechtsanspruch auf umfassende Hilfe haben, gesehen werden, ihnen geholfen wird und sie Fürsprecher im öffentlichen Diskurs haben. Das genau ist für mich Aufgabe der Diakonie, die sich am Vorbild Jesu orientiert.

Auch ohne zielgenaue Finanzierung. Auch ohne Gewinnprognose. Ich denke da an junge Pflegebedürftige, die zurzeit immer noch in Deutschland in die Altenpflege „eingestreut“ werden – übrigens zu Entgeltsätzen, die nie und nimmer für ihren Bedarf auskömmlich sind. Es hatte mich aufgerüttelt, als Mitarbeiter in der Altenpflege mich vor einiger Zeit darauf aufmerksam machten, dass junge Pflegebedürftige eine andere Hilfeleistung benötigen als Menschen, die sich auf der letzten Wegstrecke ihres Lebens befinden. So entstand Yocas - eine Einrichtung für „Junge Pflegebedürftige“ im Diakoniezentrum Springe.

Hilfebedürftige sind nie Objekte der Hilfe

Jesus leidet mit. Er lässt sich emotional betreffen. Er zieht sich nicht in eine professionelle Distanz und Neutralität zurück. Es entsteht eine Beziehung zu Kranken.

Typisch dafür ist die Geschichte der Heilung eines Aussätzigen, der – wie alle seine Leidensgenossen damals - nicht nur somatisch krank war, sondern auch gesellschaftlich isoliert, religiös stigmatisiert und ausgestoßen war (Markus 1,40ff).

Das Christliche in der Diakonie zeigt sich für mich nun darin, dass Menschen nicht als Objekte behandelt werden. Es widerspricht z.B. jeder Menschenwürde, wenn in der ambulanten Pflege die Kostenträger ein Menschenbild vorgeben, das den Patienten im Sinne der Verrichtungsordnung in verschiedene Segmente einteilt, die dann abzuarbeiten sind. Für die Begegnung zwischen Helfer und Patient bleibt keine Zeit mehr. Daran hat auch nicht geändert, dass der Patient nach dem "Pflegerneuerorientierungsgesetz" (PNG) neuerdings nun wählen kann zwischen einer bestimmten Zeit, die er beim Pflegehelfer bucht oder einer bestimmte Verrichtung, die er bestellt. Respekt, Respekt - viele unserer Mitarbeiter in der Pflege wenden sich dennoch mit viel Zeit und Hingabe den leidenden Menschen zu, auch wenn das - es sei geklagt - leider oft zu ihren eigenen Lasten geht.

Der Hilfebedürftige wird herausgefordert

Menschen, die leiden und denen geholfen wird, sind keine passiven Wesen. Es gehört zur Würde eines Kranken, eines älteren Menschen oder eines traumatisierten Ratsuchenden, dass sie über Ressourcen verfügen, so klein sie auch sein mögen.

Jesus sieht diese Ressourcen bei den Leidenden und entlässt keinen von ihnen aus seiner Selbstverantwortung. Er fordert dessen Willen als eigenen Beitrag zur Hilfe geradezu heraus. So in Markus 2,11. Da sagt er zu dem Gelähmten: „Steh auf, nimm deine Tragbahre und geh nach Hause.“ Natürlich muss dafür auch der richtige Zeitpunkt gekommen sein. Diakonie, die sich an der Person Jesu orientiert, sieht den Kranken unter dem Gesichtspunkt der vorhandenen eigenen Möglichkeiten und dessen eigenen Willen zur Heilung. Weder jagt sie einen Kranken zu früh aus dem Krankenhaus, weil die Fallpauschale dies erfordert und die Bettenbelegung den Reingewinn schmälert („Blutentlassungen“). Noch verlängert und verlängert sie Therapien und Behandlungen auf Kosten der Autonomie eines

Betroffenen, weil halt immer noch mehr Geld mit zusätzlichen Behandlungen zu verdienen ist. Ökonomische Verantwortung bedeutet eben nicht Ökonomisierung der sozialen Hilfe.

Die eine Wirklichkeit

Das Kreuz - Symbol der Diakonie. Es weist auf Jesus hin. Er ist Vorbild, an dem sich die Mitarbeiter einer diakonischen Einrichtung orientieren. Das Kreuz in der Diakonie ist damit Anspruch und Verpflichtung zugleich. Aber ein Symbol ist immer der Hinweis, dass das, was das Symbol repräsentiert auch zu erfahren ist. So bezeichnet die griechische Wurzel des Wortes „symbolon“ eine einzige Wirklichkeit, die zwar sichtbar und unsichtbar getrennt existiert, aber die doch zusammengehört und eine einzige Wirklichkeit ist. Das machen Symbole deutlich. Sie gehören zur Sache selbst, auf die sie hinweisen. Das Kreuz markiert die eine Wirklichkeit, die alle Gegensätze umfasst, die alle Widersprüche umschließt, die keinen Menschen ausschließt, in der Menschheit und Gott für immer zusammengehören. Dafür hat Jesus Christus gelebt und dafür ist er am Kreuz gestorben und auferstanden.

Christliches in einer diakonischen Einrichtung zeigt sich für mich gerade darin, dass sie unter einer bestimmten Verheißung steht. Es ist die Wirklichkeit Jesus Christi, der in einer diakonischen Einrichtung selbst gegenwärtig ist. Er ist die eine Wirklichkeit, die alles umschließt, was in ihr passiert. Er vermittelt die "nicht-duale" Wirklichkeit Gottes. Er ist das "Wahre Selbst" (Richard Rohr) hinter allem und in allem. Er ist das "Wahre Selbst", der in jedem Menschen lebt. Diakonie lebt von der Versöhnung aller Gegensätze, die Jesus Christus am Kreuz auf Golgatha erwirkt hat. Sein Tod hat die Menschheit mit Gott versöhnt und ermöglicht Versöhnung untereinander und mit sich selbst.

Nicht ohne Grund suchen Menschen gerade wegen der Symbolkraft des christlichen Kreuzes eine diakonische Einrichtung auf. Ein Kreuz das in einer Empfangshalle einer diakonischen Einrichtung hängt lädt ein, einen Raum der Versöhnung zu betreten, der im praktischen Dienen der Mitarbeiter, in der Verkündigung, im Gebet, in der Seelsorge, im anteilnehmenden Schweigen, oder in der Feier des Abendmahls erfahrbar wird.

Vor einigen Wochen hatte ich die Gelegenheit den Gottesdienst in einer Einrichtung zu besuchen. Abendmahl. Da saßen wir nun - versammelt um die Zeichen von Brot und Wein. Evangelische und katholische Christen. Menschen aus anderen Religionen und Nichtglaubende. Frauen und Männer. Junge und Alte. Kranke, Behinderte und Gesunde. Pflegehelfer und Hilfebedürftige. Führungskräfte und Kollegen von der Hausverwaltung. "Es ist Jesus Christus selbst, der uns mit Brot und Wein alle einlädt", hatte zuvor der Geistliche gesagt, der die Feier leitete. Und ich dachte: "Deshalb gehören wir zusammen. Und Gott gehört zu uns und wir zu ihm. Er lebt in jedem von uns.“ Das Kreuz ist Symbol für diese Erfahrung.

Literatur:

Anselm Grün, Bilder von Jesus, 2001

Richard Rohr, Das Wahre Selbst – Werden, 2013